

MARINA PEREZAGUA

HI

R  
O  
M  
A  
N

-RO

SHI-

MA



Klett-Cotta

## ERSTER MONAT: 1960

### Der Mensch und der Dschungel

Während ich hier schreibe, wird mir klar, dass Ihnen einige der Details für das Fällens Ihres Urteils sicher unnötig erscheinen werden. Doch glauben Sie nicht, dass es mir nur auf Ihr Urteil ankommt. Manche Dinge möchte ich ohne jeden Gedanken an Sie aufschreiben, ob nun, weil ich sie noch einmal aufleben lassen möchte oder weil ich mir im Grunde, im tiefsten Inneren, wünsche, dass irgendwer, dem Rache fernliegt und der tiefere menschliche Gefühle an sich heranlässt, mich versteht. Diese persönlichen Details sind Teil meiner Verteidigung der Menschheit gegenüber, einer Verteidigung, die zulässig ist, ganz egal, wie das Urteil über mich ausfallen wird. Und dann gibt es ja auch noch das Vergeben. Ein Vergeben, das Sie mir nicht gewähren werden, das ich mir aber zumindest erträumen möchte von anderen, für den Fall, dass sie Gelegenheit bekommen, mich zu lesen.

Ich erinnere mich an mein erstes Mal mit Jim. Wir kannten uns eigentlich noch nicht gut genug, um die ganze Nacht umarmt zu schlafen, ohne uns gegenseitig zu stören, doch irgendwie umklammerte er mich – oder klammerte ich mich an ihn – auf eine so natürliche Art, wie man sie nur mit der Zeit erreicht. Ein solches Gefühl hatte ich noch nie gehabt, wenn ich mit einem quasi Unbekannten schlief. Es war, als bedürfte er in seinem Schlaf meiner ganzen Präsenz, meiner vollen Aufmerksamkeit; doch zugleich, und als wäre er sich bewusst, dass man solches Vertrauen erst mit der langsam wachsenden Zuneigung gewinnt, machte er das mit so einer Leichtigkeit, dass ich, obgleich er mich nicht aus seinen Armen ließ, noch nie zuvor mit einem so großen Gefühl der Freiheit geschlafen hatte. Später erzählte er mir etwas, das ich mit dieser Art zusammenbrachte, in der Jim mich von der ersten Nacht an umklammerte. Er sagte mir, auf der *Oryoku Maru* sei es eine der Spielarten des Wahnsinns zwischen den Gefangenen gewesen, sich aneinander zu klammern und das Gesicht, den Körper des anderen abzutasten, wie ein Blinder, der in der Dunkelheit verzweifelt versucht,

einen geliebten Menschen zu erkennen. So las ich es auch in den Reportagen von George Weller über das Schiff. Die Verschlänge waren so vollgepfropft, dass die meisten nur dicht an dicht sitzen konnten, den nächsten Gefangenen direkt vor sich, zwischen die eigenen Beine geklemmt, und dieser Nächste hatte wiederum einen anderen zwischen den Beinen, so dass der übermäßige Kontakt manche wahnsinnig machte, die sich wie besessen an die Gefährten drückten und sie begrapschten, woraufhin mehr als einer dem Leben des Verrückten ein Ende setzte. Jim sagte mir nie, ob er nach diesen Kontakten verlangte oder einer derer war, die sie sich, mit welchen Mitteln auch immer, vom Leib hielten, doch jedenfalls erklärte mir dies, als ich davon erfuhr, seine Art, sich an mich zu klammern, als gälte es, sich am Leben, an dem, was in der Schwärze der Nacht atmet, festzuklammern.

Die meisten Dinge, die Jim mir erzählte, hatten sich nach dem Krieg zugetragen. Er erzählte mit Distanz davon, nicht, als hätten sie ihn nie berührt, sondern wie jemand, der in seinem Ton, in seinem Blick durchscheinen lässt, dass diese Distanz das Ergebnis eines jahrelangen Kampfes ist. Und doch verinnerlichte er bei den wenigen Dingen, die er mir über seine Erlebnisse als Kriegsgefangener der Japaner erzählte, sein Leid aufs tiefste, und auch das Leid jeder Sache, die er erwähnte. Wenn er beschrieb, wie sich ein Gefährte wegen der Läuse den Kopf kratzte, wollte er mir damit nicht nur sagen, dass dieser Gefährte ihn am Schlafen hinderte, sondern noch viel mehr: Er wollte sagen, dass diese - und genau diese - Laus ebenso litt, während sie versuchte, den Fingernägeln der Soldaten zu entkommen, und so offenbarte er mit nur einem Satz den weltweiten Brudermord, die Schwingung einer Geige, die mit ihren Saiten das Massaker von Welle zu Welle überträgt, vom Darm eines Schafs zum Darm einer Katze, von dem Finger, der das Holz berührt zum Trommelfell, das den Klang aufnimmt und den aneinandergereihten Schmerz wie eine Glocke widerhallen lässt.

Die einzigen Anhaltspunkte, die ich zu den Konzentrationslagern hatte, waren Berichte über die Lager der Nazis. Aber ich hörte Jim bei verschiedenen Gelegenheiten sagen, dass die japanischen Konzentrationslager diesen in ihrer Perversität wie auch in ihrer gegen Null gehenden Bekanntheit überlegen waren, denn bis dahin galt die fast ausschließliche Aufmerksamkeit aller dem Schmerz der Juden, womit die Opfer der Japaner dem schlimmsten Schmerz anheimfielen,

den der Frieden nur zufügen kann: dem Vergessen. Das Stillschweigen - nicht durch den Feind, sondern die Alliierten selbst - tat weh. Ich erinnere mich, dass ich viele Jahre später wieder an all das dachte, als ich ein Schild an den Verbrennungsöfen von Ebensee las, einem der Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen in Österreich. Darauf waren Verse von Peter Rosegger eingraviert, die ich mir in eines meiner Notizhefte schrieb. Rosegger erklärte sich als Liebhaber von Wärme und Licht und bat, man möge ihn verbrennen und vor den Würmern retten, die sich unter der Erde in den Körper fressen:

*Nicht ekle Würmer  
soll'n einst von meinem Leichnam nähr'n!  
Die reine Flamme soll mich einst verzehr'n.  
Ich liebte stets die Wärme und das Licht  
Drum verbrennt mich und begrabt mich nicht.*

Auf diese Weise hatte man das, was der österreichische Dichter aus Liebe zum Leben, zu Wärme und Licht geschrieben hatte, zur Verherrlichung des Grauens benutzt. Dieses Schild würde von vielen Augen gelesen werden, bevor die Leichen in die Öfen geworfen wurden, und es spielte keine Rolle, ob es Deutsche, Juden, Homosexuelle oder wer auch immer waren, denn der Kontext erlaubte nur eine Lesart: Da die Verse in der ersten Person formuliert waren und die Verbrennung verlangten, konnten sie nur als die Stimme jener gedeutet werden, die verbrannt werden würden. So wurde ihnen perfiderweise das Letzte genommen, das man jemandem überhaupt nehmen kann: Nicht mehr der Stimme eines Lebenden, sondern der eines Toten wurde der Wunsch aufgezwungen, mit der anonymen Masse verbrannt zu werden. Diese Verse am Krematorium schienen aus höchst perversen Grund dort zu stehen, nämlich um den Anschein zu erwecken, dass die Juden nicht nur keine Angst vor dem Tod hatten oder ihn hinnahmen, sondern um ihn baten und ihn damit sogar rechtfertigten. Die Wechselfälle des Lebens wollten es, dass genau diese unglückliche anonyme Masse durch ihre ungewollte Protagonistenrolle wiederum eine andere Gräueltat zum Schweigen verdammt - die Grausamkeiten, die parallel beim asiatischen

Völkermord begangen wurden.

Am 31. August 1946, fast genau ein Jahr nach dem Abwurf der ersten Atombombe auf meine Stadt, veröffentlichte der *New Yorker* eine Reportage von John Hersey, worin der Autor die Berichte von sechs Überlebenden verarbeitet, die von den Auswirkungen der Bombe auf die Stadt und auf die Körper ihrer Bewohner sprachen. Ich war damals noch zu jung und konnte außerdem kein Englisch, und so vergingen Jahre, bis ich den Text schließlich las, etwa zehn Jahre nach seiner Erstveröffentlichung. Von jenem Zeitpunkt an begann ich mich für die Berichte der Opfer zu interessieren, für ihre anonymen oder in Dokumentationen aufgezeichneten Aussagen. So erfuhr ich, dass ein Bild, das ich vorher häufig verwendet hatte, nämlich das der unförmigen Gestalten, die nach der Bombe ihren Namen nennen mussten, um sich zu erkennen zu geben, nicht meine Erfindung war. Die allerkonkretesten und machtvollsten Bilder, die ich für mein Ureigenstes hielt, wiederholten sich in den Zeugenaussagen verschiedener Personen. Damals erklärte ich mir das so, wie es mir am logischsten schien. Ich dachte, der Grund dafür könne im Unausprechlichen liegen, so dass die Überlebenden sich untereinander die wirksamsten Ausdrücke liehen und so eine Sprache des Grauens erschufen: eine ganz neue Sprache, die man auf einen Schlag lernt und die nicht von den Eltern an die Kinder weitergegeben wird, sondern von Augenzeuge an Augenzeuge. In dieser Sprache kann »eine unförmige Gestalt, deren Kopf auf das Dreifache des normalen Umfangs angeschwollen war«, nicht anders ausgedrückt werden als durch »eine unförmige Gestalt, deren Kopf auf das Dreifache des normalen Umfangs angeschwollen war«. Es gibt keine gleichbedeutenden Ausdrücke. Es ist eine Sprache ohne Synonyme.

Genau wie die US-amerikanischen Berichte, die irgendwann veröffentlicht wurden, mir Daten über das lieferten, was in dem Bomber, der *Little Boy* abwarf, passierte, während ich unten an meinem Pult auf die Lehrerin wartete, versuchte ich auch, die Aussagen anderer Zeugen zu nutzen, um die große Leere zu füllen, die ich empfand, als ich im Krankenhaus die Augen aufschlug. Ich musste einfach wissen, was alles passiert war, während ich bewusstlos gewesen war. Zu erfahren, dass das Leben weitergegangen war, gab

mir gewissermaßen diese Tage zurück, in denen ich ohne Bewusstsein, sprich tot, gewesen war. Jedes Zeugnis schien auch von mir zu sprechen. Einmal hörte ich eine Frau sagen, dass die Verletzten zwischen den Toten umherliefen und um Verzeihung baten. So wurde ich erzogen: Ich sollte mich dafür schämen, überlebt zu haben. In den Druckereien strichen die Zeitungen die Ideogramme, die für »Atombombenabwurf« und »Radioaktivität« stehen, und die Regierung vermied das Wort »Überlebende« aus Respekt vor den über zweihunderttausend Toten. In Herseys Text las ich, dass *hibakusha* »von einer Explosion betroffene Person« heißt. Tatsächlich ist das die Bedeutung, ein Begriff, der nicht nur dem Schmerz, sondern auch dem Wunder des Überlebens auszuweichen versucht. Drei Buchstaben könnten alles verändern: »von *der* Explosion betroffene Person«; aber »*eine* Explosion« scheint irgendeinen x-beliebigen Knall zu meinen, den des Tempura-Teigs, der in der Pfanne mit zu heißem Öl aufspritzt, oder den eines Böllers, der wegen einer Unachtsamkeit oder eines Fabrikationsfehlers irgendwem bei einer Geburtstagsfeier in der Hand explodiert. Aber die Bombe war kein Unfall, es ist nicht einmal hinnehmbar zu sagen, dass sie eine Explosion war. Hiroshima war DIE Explosion. In meinem Kopf formulierte ich Worte, die den bestimmten Artikel *die* einschlossen oder eine bessere Definition für das liefern könnten, was andere *hibakusha* nennen. Ich kam zu dem Schluss, dass ich, wenn ich einen Namen für uns bestimmen sollte, »wir mit der Bombe in uns« wählen würde, weil nämlich der Morgen, an dem ein B-29-Bomber *Little Boy* über Hiroshima abwarf, nur der Beginn der Detonation war. Neunzig Prozent des Schadens, den wir Überlebende erleiden würden, würde Minute für Minute, Monat für Monat, Jahr für Jahr in kleinen Dosen erfolgen und uns mit dem Übel schwängern, das, wollte man es abtreiben, uns selbst mit abtreiben würde. Ich muss an einen umgekehrten Big Bang denken, der Stunde für Stunde ein weiteres Stück des Universums in meinen Körper zurückzog (zurückzieht?), damit er eines Tages, man weiß nicht wann, endlich platzt.

Die Genfer Konvention vom 27. Juli 1929 wurde bezüglich des Abkommens über die Behandlung von Kriegsgefangenen von japanischer Seite nicht eingehalten. Doch das war nicht so